



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Romane aus der Völkerwanderung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Romane aus der Völkerwanderung.



Die allgemeine Meinung über Wesen und Leben der Literatur neigt dahin, von schlimmen Tagen der Literatur zu sprechen, sobald eine Überzahl von vermeintlich Berufenen sich neben den wenigen Auserwählten hervordrängt, sobald der Schein an Stelle des Echten und Vortrefflichen gepriesen wird, sobald die Mittelmäßigkeit und jener fröhliche Dilettantismus, welcher es noch nicht einmal zur Mittelmäßigkeit bringt, breit im Vordergrund der literarischen Bühne steht. Doch ist dies bei näherer Betrachtung der immer wiederkehrende Zustand in allen, auch den gepriesensten Literaturperioden, und so wenig erfreulich die beständige Bevorzugung oder mindestens Gleichschätzung des Untergeordneten oder gar Nichtigen ist, sie gehört eben zu jenem „stillschweigenden Vertrag,“ auf den sich „Rameaus Nefte“ in Diderots gleichnamigem geistreichem Dialog beständig beruft. Größere Dichter und bessere Schriftsteller, als heute leben, haben sie ertragen, Goethe und Schiller haben nicht nur Johann Jakob Engel, sondern auch Kogebue und August Lafontaine als Gleichgeordnete neben sich nennen hören müssen. Es wäre kindisch, wollten die Tüchtigen des Tages darum am Publikum, an sich und ihrer nachhaltigeren Wirkung verzweifeln, weil die Mode- und Schwindelberühmtheiten für den Augenblick eine sichtbarere Wirkung hervorbringen. Nein, noch einmal sei gesagt: Nicht das ist, was uns an der gedeihlichen Fortentwicklung unsrer Dichtung zu Zeiten verzagen läßt und die schwersten Bedenken erregt, sondern das, daß der verhängnisvolle Zug des Tages, die Lust zur Überproduktion, zur Ausbeutung eines für die künstlerische Darstellung neuerobernten Gebiets, die Unterordnung unter die schlechten Neigungen und Unarten des Publikums, die Gleichgiltigkeit gegen poetische Reife und gegen das Streben nach künstlerischer Vollendung nach und nach auch die wahrhaften Talente erfasst, daß unter dem Schutze guter, wohlervorbener Namen dem deutschen Publikum unerfreuliche und unreife Werke oder armselige Wiederholungen schon oft gegebener Darstellungen immer häufiger und immer unbefangener dargeboten werden.

Wir haben in diesen Blättern schon wiederholt auf die wunderliche Neigung der Gegenwart zu jener Gattung von Romanen aufmerksam gemacht, welche nicht als historische, sondern als archäologische Erzählungen bezeichnet werden müssen, Erzählungen also, in denen nicht die Gestaltung eines poetischen Vorganges, welcher nur auf dem Hintergrunde einer bestimmten Zeit gedacht werden kann und demgemäß die Schilderung dieser Zeit mit in sich begreift, sondern in denen die Mitteilung von gewissen Kenntnissen, die bequeme und gefällige

Übermittlung der Resultate gewisser wissenschaftlichen Forschungen an ein verehrliches Publikum in erster Linie steht. Je fernerliegende Zeiten und Zustände der archäologische Roman behandelt und, wie sich seine Leser schmickeln, „lebendig“ vorführt, umso stärkern Reiz übt er aus, und umso geringfügiger werden die Ansprüche an seinen poetischen Gehalt. Von dem archäologischen Roman gilt in erster Linie, was Gervinus grollend am historischen Roman überhaupt ausgesagt hat: daß er den Geschichtssinn nicht nähre und den Kunstsinne zerstöre, daß er in seiner Weise so gut wie das schlechte Ausstattungsdrama den Sinn der Leser vom Kern und Wesen der Dinge auf leidige äußerlichkeiten ablenke, daß er ein reines Urteil über die poetische Kraft eines Schriftstellers, über die Fähigkeit, Welt und Leben, Handlungen und Charaktere darzustellen, nur in seltenen Fällen gestatte. Das deutsche Publikum, dem von jeher alle akademisch gestempelten Redensarten und alle Behauptungen, die auch nur den Anschein wissenschaftlichen Ernstes tragen, gewaltig imponirt haben, nimmt ohne weiteres auf Treu und Glauben an, daß der historische und nun vollends der archäologische Roman, welcher ja ungewöhnliche und nicht alltäglich zu treffende Kenntnisse voraussetzt, höher stünden als die „Alltagsgeschichte.“ Nun ist im Gegenteil nichts gewisser, als daß sich in der seelisch tiefen, sinnlich frischen und poetisch neuen Verlebendigung einer Alltagsgeschichte, die eben keine sein darf, die echte Dichternatur treuer und reiner bewähren kann als in der Dichtung mit historischem Hintergrund. Doch ist nicht die Rede davon, den deutschen Dichtern das Recht abzuspreehen, ihre Stoffe beliebig zu wählen. An sich ist keine Zeit zu verwerfen und kein Roman, keine Erzählung schon darum archäologisch zu schelten, weil sie in entlegenen Zeiten und weiten Fernen spielt. Ist der Dichter gewiß, daß er auf dem fremdartigen Hintergrunde ganze, volle Gestalten geben kann und eine Handlung, die uns poetisch ergreift und unmittelbare, nicht reflektirte Theilnahme weckt, so wähle er getrost jede historische Periode, jedes Land und Volk, die seine Phantasie anziehen. Die Bedingung bleibt, daß die Dichtung als solche und nicht durch ihr Bei- und Nebenwerk uns fessele.

Dies vorausgesetzt, ist eines einleuchtend: daß die Arbeitsteilung, die Beschränkung auf die Spezialität, wie sie auf dem Gebiete der Wissenschaft herrscht, in gefunden Literaturzuständen niemals auf die Dichtung übertragen werden kann. Wohl soll der Dichter die Grenzen seiner Kraft kennen und sich innerhalb derselben halten. Aber zwischen dieser Selbsterkenntnis und der Ausbeutung des Gebiets, auf welchem der zufällige erste Erfolg errungen worden ist, zwischen der klaren Erkenntnis der eignen Schranken und der eintönigen Wiederholung derselben Motive, Gestalten und szenischen Wirkungen ist ein gewaltiger Unterschied. Und wie begrenzt eines Dichters Vorstellungskraft immer sei, so eingeengt kann sie nicht sein, daß sie gezwungen wäre, nur in einer Zeit, einer Geschichtsperiode zu verharren, nur in ihr Leben zu erkennen und aus ihr Leben zu schöpfen. Die poetische Naivität und die poetische Unmittelbarkeit verlangen ganz sicher

von einem allzubeschränkten Schauplatz hinweg; Goethe hat recht gut gewußt, warum er das Duzend Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert, welches die Buchhändler nach dem „Götz“ von ihm verlangten, und welches zu liefern ihm, wie er selbst sagt, „ein leichtes“ gewesen wäre, nicht schrieb. Die Wiederholung schon einmal behandelter Stoffe, die Einschränkung der gestaltenden Phantasie auf eine bestimmte Periode, die methodische Behandlung derselben und das Nachbringen aller möglichen Episoden, die in einer größern epischen Darstellung keinen Raum gefunden haben, entspringen der Reflexion. Ob unsre jüngern Historiker immer wohlthun, wenn sie sich prinzipiell um nichts andres kümmern als um König Wenzel und König Sigismund, um protestantische Union und katholische Liga, um den dreißigjährigen Krieg oder den siebenjährigen Krieg, wir wissen nicht. Daß aber unsre Poeten schlecht daran thun, wenn sie das Beispiel nachahmen und das Prinzip der Arbeitsteilung auf die Dichtung übertragen, das unterliegt keinem Zweifel. Es kann der poetischen Phantasie nicht zum Heile gereichen, wenn ihre Empfänglichkeit von einem bestimmten Studienkreis eingeschränkt und geregelt und andererseits von wissenschaftlichen Neigungen und Leistungen eines Dichters einseitig gespornt wird.

Viele leben heutzutage des Glaubens, daß sich der Mann der Wissenschaft und der Dichter gegenseitig ausschließen. Wir halten dies für ein Vorurteil. Gewiß aber darf die wissenschaftliche Thätigkeit eines Gelehrten, der nebenher auch Dichter ist, seine poetische Thätigkeit nicht fortdauernd bedingen. Was einmal günstig und erprießlich wirken kann, erweist sich auf die Länge lähmend und zerstörend. Wir halten für möglich, daß Felix Dahns Buch „Die Könige der Germanen“ der Phantasie des Dichters die ersten Anregungen zu seinem großen historischen Roman „Ein Kampf um Rom“ gegeben hat. Es liegt nahe, daß bei ernsten Studien über entfernte Zeiten und Zustände die poetische Phantasie zugleich angeregt werde. Bilder und Eindrücke, die in der streng wissenschaftlichen Darstellung keinen oder nur ungenügenden Raum haben, bleiben dem poetisch Angeregten in der Seele, wirken fort, längst nachdem die wissenschaftliche Arbeit gethan ist. Aber wenn dem daraus hervorgehenden Drange, die auf- und abwogenden Vorstellungen in einer lebendigen, vielgestaltigen und vielfarbigen Darstellung zu bannen genügt ist, wird der Drang sich beständig in derselben Richtung wiederholen? Wird er sich an die willkürliche Begrenzung, die der Mann der Wissenschaft seinem Arbeitsfelde giebt, binden? Und wenn es unter dem Einfluß einer bestimmten Reflexion oder gar unter dem der Wünsche des Publikums geschieht, welches den Dichter nun einmal auf diesem Gebiete „gewöhnnt“ ist — wie Ebers im ägyptischen, Gerstäcker und Balduin Wöllhausen im transatlantischen Roman, Auerbach in der Schwarzwälder Dorfgeschichte —, so wird es seiner wahren Produktionskraft nicht zur Förderung gedeihen. Die Kunst kann nicht einen Parallelweg mit der wissenschaftlichen Spezialität gehen. Der Kampf des sinkenden Roms mit den kräftig auf-

strebenden Germanen enthält ohne Frage große poetische Motive und Gestalten. Aber wenn ihn ein Dichter fort und fort zum Gegenstande seiner Darstellungen wählen will, läuft er Gefahr, sich in entschiedner Weise zu veräußerlichen. Wir gehören nicht zu den unbedingten Bewunderern des Dahn'schen Romans „Ein Kampf um Rom“ und leben der Meinung, daß weniger, nämlich eine strenger konzentrierte Handlung, mehr gewesen wäre. Aber wir verkennen doch keinen Augenblick das wahre und echte Verdienst dieser Schöpfung, deren Prachtepisode von König Witichis allein ausreichen würde, Dahn die Ehren eines wahrhaft erfindenden und im großen Sinne gestaltenden Dichters zu sichern. Seiner Lyrik und Balladendichtung sind starke Elemente reflektirter und äußerlicher Rhetorik beigemischt, aber daneben stehen so wahrhaft schöne, einem tiefen Gemüt, einer lebendig angeregten Phantasie entstammte Dichtungen, daß uns jedes Heruntersteigen dieses Dichters unter sich selbst wahrhaft peinlich und schmerzhaft berührt.

Nun ist aber Felix Dahn's neuester Roman *Felicitas*,*) der sich ausdrücklich als ein erster Band „Kleiner Romane aus der Völkerwanderung“ ankündigt, eine Produktion von entschieden unerfreulichem Gepräge. Es handelt sich um ein Bild aus dem Jahre 476 n. Chr., dem Jahre des endlichen Unterganges des seit lange hinsiechenden weströmischen Kaiserreiches. Der Schauplatz der Handlung ist die Römerstadt Tuvavum, die von „Barbaren“ ringsum bedroht, im Verlauf der Geschichte dem vereinten Ansturm der Alamannen und Bajuwaren erliegt. Die Titelheldin, das junge Weib eines Steinmetzen Fulvius, ist beim Beginn der Ereignisse in Gefahr, auf Grund des römischen Rechtes, als die Tochter von Freigelassenen, über deren Freilassung keine schriftliche Urkunde existirt, den Lüsten des Tribunen Leo zu verfallen, der in Tuvavum als einziger Gebieter schaltet und nur am Presbyter Johannes einen ihm gewachsenen Gegner hat. Der plötzliche Überfall der Stadt durch die kriegerischen Germanen bringt Felicitas Rettung, freilich aber auch noch eine neue ungeahnte Gefahr, indem der junge Königssohn der Alamannen Liuthari von einer rasch ausflodernden Leidenschaft für die reizende junge Frau ergriffen wird. In der Art, wie sich der römische Kriegstribun und der germanische Fürst bei gleicher Wallung verhalten, wie der eine durch Verbrechen und die entscheidende Niederlage hindurch seine bösen Anschläge auf Felicitas verfolgt und dabei den Untergang findet, der andre sich stolz und edel über seine Wallung erhebt, sich selbst besiegt und sich selbst treu bleibt, sollen die großen Gegensätze zwischen der Entartung der hinsiechenden römischen Welt und dem Herrschafts- und Lebensansprüche der jugendfreundigen und tugendkräftigen Germanen verkörpert werden. Die Art, wie Fulvius und Felicitas in dem nunmehr der Herrschaft der bajuvarischen Herzöge unterworfenen Tuvavum frühlich und gedeihlich weiterleben, versinnbildlicht zu=

*) *Felicitas*. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1882.)

gleich das eigentümliche Verhältnis, in welches die römischen Besiegten überall zu den germanischen Siegern traten. Wir ahnen, daß sich unter der Obhut germanischen Rechtes und germanischen Edelsinnes besser gedeihen lasse als unter dem Zepher der Imperatoren, die nur noch von habüchtigen Fiskalbeamten und gefindelhaften Soldknechten in den Außenprovinzen vertreten werden.

Man sieht leicht, daß im Gegensatz zum „Kampf um Rom“ diese „Felicitas“ nur einen kleinen Rahmen füllt und ein wenig figurenreiches Bild ist. Doch nicht darauf kommts an, sondern auf charakteristische, lebensvolle Gestalten, auf Kraft und Frische des Kolorits, auf Gleichmaß und Sorgfalt der künstlerischen Durchbildung. Mit alledem ist „Felicitas“ gegenüber dem großen Gemälde aus der Völkerwanderung übel gefahren und belegt nur, daß beinahe jede poetische Tautologie eine starke Abschwächung in sich schließt. Wir kennen die Gestalten alle: den wollüstig üppigen Kriegstribunen, der Sklave, Räuber, Gladiator und Soldat unter den Ablern Roms gewesen ist, den jungen Römer Cornelius Ambiorix, der an der Zukunft der alternden Weltgebieterin verzweifelt und mit elegischem Ingrimme das Anwachsen der germanischen Macht betrachtet, den schönen blondhaarigen Königssohn Liuthari und seinen immer durstigen Waffenmeister Haduwall, Hadumars Sohn, den Argentarius Zeno von Byzanz, den frommen Presbyter Johannes, den dicken weindurstigen Gypsgießer Crispus und sein germanisches Gegenbild Bestralp. Wir würden sie aber mit etwas mehr Freude wieder begrüßen, wären sie von wirklicher Liebe des Dichters für seine Gestalten eingeführt. Aber nur allzusehr merkt man dem gesamten Tone des Romans an, daß der Verfasser nicht in der vollen schöpferischen Stimmung gewesen ist, sondern sich selbst wie seine Leser erst in dieselbe hineinzusteigern sucht. Oder gäbe es eine andre Erklärung für eine Einführung der Titelheldin, wie die folgende:

Und nun schwebte die kaum noch vollreife Gestalt die vier Steinstufen hinab, welche von der Schwelle in den Garten herabführten (hinab, herab!), vorsichtig das Kind auf dem linken Arm noch etwas höher schiebend und enger andrückend, mit der Rechten aber leise den Saum des ganz weißen Faltengewandes bis an die feinen Knöchel hebend, das tadellos schöngeformte Oval des Hauptes vorsichtig leise senkend (schiebend, drückend, hebend, senkend!): es war ein Anblick von vollendeter Anmut: jugendlicher, kindlicher noch als die Madonnen Raphaels: und nicht demütig und doch zugleich mystisch verklärt, wie die Mutter des Christuskinde; da war nichts Komplizirtes, nichts Mirakelhaftes, nur edelste Einfachheit und doch königliche Hoheit in ihrer unbewußten Würde und Unschuld; wie Wohlklang der Musik umfloß es bei jeder der maßvollen nie das Bedürfnis überschreitenden Bewegungen diese Gestalt einer muttergewordenen Hebe: Weib und doch ewig Mädchen; rein menschlich, vollendet glücklich, abgeschlossen und befriedet in der Liebe zu dem Jüngling-Gemahl und dem Kind an ihrer Brust: rührend, lieblich und ehrwürdig zugleich: bei aller vollendeten Schönheit des Wuchses, des Antlitzes, der Farben so keusch, daß wie vor einer Statue jedes Verlangen in dieser Nähe schwieg.“ (!)

Und das am Eingange eines Romans, in dem uns nur erzählt wird, wie dieses junge Weib zuerst die freche Glut des kriegs- und liebeserfahrenen Tri-

bunen Leo weckt und darnach dem blondlockigen schönen Königssohn Liuthari beinahe sich selbst untreu macht. Wissen unsre Dichter nicht mehr, was sie schreiben? Soll die leidige Gewohnheit des rhetorischen Dramas, um des Effektes willen in der nächsten Szene zu vergessen, was uns in der vorhergehenden eindringlich gemacht worden ist, nun auch auf die erzählende Dichtung übergehen? Und vor allem: welcher Wortschwall, welcher Überfluß von Redensarten, um uns das Bild einer zugleich reizenden und unschuldigen jungen Frau vor Augen zu stellen! Des Verfassers Phantasie will im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung leben und uns in diese Zeit versetzen, und da zitirt und kritisiert er die Madonnen Rafaels, er will poetisch wirken und wirft mit abstrakten Abhandlungsworten wie „nichts Komplizirtes, nichts Mirakelhaftes“ um sich und häuft ein Bild auf das andre, als wären wir nicht mehr weit vom Schwulst der Schlesier und Giambattista Marinis gepriesenen Andentens.*) Und wunderbarlich genug, mit dieser unpoetischen Häufung, diesen geschmacklosen Wiederholungen einer Vorstellung, die der Dichter nicht klar und plastisch in Worte zu prägen vermag, geht im weiteren Verlauf des Romans die unglaublichste Trivialität (wohlgerne Trivialität nach dem Maßstabe, mit dem wir einen Autor wie Dahn zu messen haben) Hand in Hand. Wir könnten hundert Stellen zitiren, die dem Schluß des fünften und dem Anfang des sechsten Kapitels gleichkommen:

Meld es dem Tribun! schrie er mit heiserer Stimme wie aus letzter Kraft. Ich kann nicht mehr — der Pfeil im Nacken! — Sie sind da! — Schließt die Thore! Die Germanen stehen vor der Stadt!

Und den Bügel fahren lassend, stürzte er rücklings vom Pferd. —
Er war tot. —

Sechstes Kapitel.

War es wirklich so? Standen in der That die Germanen vor den Thoren von Zuavum? Darüber zerbrachen sich die Bürger mit peinigenden Schwankungen die Köpfe.

Zunächst erfuhr man gar nichts mehr von allem, was draußen vorgegangen war oder nun vorging.

Ein völlig barbarischer Stil also, der dem Leihbibliothekenroman angehört und in Temmes berücksichtigten Kriminalgeschichten eine wenig beneidenswerte Popularität erlangt hat, hat es dem hoch- und feingebildeten Dichter anthun können, daß er ihn für nachahmenswert erachtet! Der Haß der Produktion ist ein solcher Stil oder vielmehr Unstil freilich im höchsten Maße förderlich.

Wenn dann in die kurzen, hastigen Sätze Zwischenätze eingeschoben werden, so lauten sie etwa wie folgt:

Eignete (!) er (der Geldwechsler Zeno) doch vor den Thoren gar manche Possessio, bewirtschaftet von Sklaven und Sklavinnen, welche diese Gelegenheit erfassen mochten (!), wie

*) Diesem Schwulst entspricht auch die klägliche Hilflosigkeit der Interpunktion.

es die schwer Gequälten gar oft in solchen Fällen thaten, zu den Barbaren zu entlaufen, mit diesen das Weite zu suchen.

Auch bargen seine Willen, war er auch just kein Kunstfreund und zu vorsichtig, Schätze außerhalb der Festung zu belassen (!), gar manches wertvolle Gerät und Geschir, auch Herden von Kindern, Schafen und Schweinen, das (!) der Wirtsame (!) ungern den Räubern gegönnt hätte.

Daß so unglaubliche Übergänge wie: „Wir schließen uns lieber den zechenden Germanen oberhalb, als dem in ohnmächtiger Wut Zürnenden unterhalb des Marmorbodens an“ oder: „Der Tag steigt, seufzte sie, und mit ihm steigt doch meine Angst. Mein Julvius, wo magst du sein? Hier bin ich! rief eine fröhliche, helle Stimme“ ebenso zahlreich vorkommen wie mißgeschaffene neue Worte und absonderliche Wendungen, kann nach alledem nicht Wunder nehmen.

Die „Spezialität“ ist auf poetischem Gebiete offenbar kein Schutz gegen die Flüchtigkeit und Geschmacklosigkeit. Sie scheint dieselbe sogar zu fördern. Wenn dergleichen am grünen Holze geschieht, was soll man am dürren erwarten? Will Felix Dahn die kleinen „Romane aus der Völkerverwanderung“ in der That fortsetzen, so dürfen das deutsche Publikum und die deutsche Literatur wohl von ihm erwarten, daß er sich auf sich selbst besinne. Sorgfalt und guter Geschmack der Ausführung sind das mindeste, was man von einem namhaften Dichter fordern darf, und die Diskussion über den innern Wert oder Unwert einer Schöpfung sollten erst jenseits dieser erfüllten Forderungen beginnen.



Frug oder fragte?



uf das im vorletzten Hefte der Grenzboten veröffentlichte Sonett von Paul Lang: „Ich frug,“ welches in launiger Weise einen neuerdings immer mehr um sich greifenden Sprachfehler verspottete, hat die in Berlin erscheinende Post in einer ihrer letzten Nummern folgendes mit v. G. unterzeichnete Gegensonett gebracht:

Was nenlich du verlangt, ich bin es willig,
 Ich folge dir! Nicht sag' ich mehr: ich frug!
 Nicht sprech' ich fürder noch: ich wug, ich klug!
 Der Sprache Regel völlig nur erfüll' ich!
 Grammatikalisch aber sprechen will ich!
 Wenn nicht: ich frug! — Warum denn dann: ich trug?
 Wenn nicht: ich wug! — Warum denn dann: ich schlug?
 Was recht dem einen, ist dem andern billig.
 Ich spreche jetzt nur noch: ich fragte, wagte!
 Ich gehe stracks, wohin du mir gewinkt,
 Und sage auch: ich trachte und ich schlagte!